Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 8

Artikel: Der Tod als Beifahrer
Autor: Senge, Augustin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665637

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

durch die nächtlichen Straßen, während die Großen weiterzechten. Mit sausenden Köpfen sanken wir in die Bauernbetten, Urweltgefühle im Blut.

Am nächsten Tag ging es in die Stadt zurück, und alles war zu Ende, ein Kindheitstraum verweht.

Feierabend.

Im letzten Abendsonnenschein
Schreiten wir schweigend ins Dorf hinein.
Du bist so müde und gehst gebückt,
Die Arbeit hat dich dem Leben entrückt.
Und mir brummt der Kopf vom vielen Denken,
Man muß sich ja hundertmal täglich verschenken.
Fest schlug wohl heut' deine Schwielenhand,
Mich führte die Feder in fremdes Land.
Und wenn wir auch beide nicht Gleiches taten,
Wir sind und bleiben doch Kameraden.

Uns bindet die Arbeit, uns adelt die Pflicht,
Wir schreiten gemeinsam zum ewigen Licht.
Und jetzt, wo das Tagwerk für einmal getan,
Fängt für uns beide ein Neues an.
Das Glück des Hauses, ein treues Herz,
Das für uns schlägt in Freude und Schmerz.
Man hört es am Schritt, es leuchtet im Blick,
Wir kennen beide ein großes Glück.
Das winkt uns tröstlich durch alle Not,
Wie liebreich versöhnendes Abendrot.

Und morgen, wenn die Sirene schrillt,
Begleitet uns freundlich das schöne Bild
Des Friedens, der uns so gütig gemacht,
Hinein in die tosende Arbeitsschlacht.
Und im Wissen und Glauben um dieses Ziel,
Schaffen wir freudig und dulden wir viel.
Es eilen die Stunden, der Tag entflieht,
Und wieder grüßt uns ein Amsellied.
Gute Nacht, mein Freund, gib her, schlag ein:
Wir wollen stets treue Kameraden sein! Alfons Wagner.

Der Tod als Beifahrer.

Von Augustin Senge.

Zweimal war Fred in Texas. Das erste Mal als deutscher Drucker bei Mister Jeroboam Fields in East Sarepta — da druckte er eine Tageszeitung von 241 Exemplaren —; das zweite Mal als „Suppefahrer".

„Suppe fahren" ist die joviale Umschreibung eines gänzlich unjovialen Berufes. Denn unter „Suppe" versteht der Galgenhumor der Minenarbeiter Nitroglyzerin, ein gefährliches, blaßgelbes Sprengöl. Sie gießen dasselbe literweise in ihre Schießlöcher unter Tage. Transportiert wird es in offenen Kautschuk-Kannen auf großen, roten Lastwagen; es gibt fünfhundert Dollars im Monat dafür.

Selbstverständlich fuhren die „Soup-Boys" nur abgelegene Chausseen, die großen Verkehrsstraßen waren ihnen verboten. Denn das Öl war entsetzlich explosiv und reagierte auf jede Erschütterung. Fuhr das Auto beispielsweise über einen Stein, einen Holzprügel oder auch nur über einen toten Hund, so zerriß es Mann und Wagen. Fast jede zweite Woche kam dazumal einer zu Schaden. Dann klaffte ein Loch im Wege, wohinein man eine Garage bauen konnte; es wurde zugescharrt, und am nächsten Tage rollten die Transporte weiter.

Manche Sprengöl-Chauffeure waren schon Jahre dabei und gediehen prächtig, sie trugen dicke Goldketten an skandalösen Bäuchen. Manche überholte der Sensenmann auf der ersten Fahrt, manche am letzten Tag ihres Engagements. Wieder andere ließen den Wagen mitten in einer Tour stehen und entflohen, das Grausen im Nacken. Am gefeitesten waren Phlegmatiker und alte Whiskyschlucker.

Wunderliche Sachen passierten.

Einmal stieg einer vom Volant, um Zigaretten zu kaufen; er rauchte oft, allen Warnungen zum Trotz. Als er hundert Schritte weit weg war, ging aus gänzlich unerfindlichen Gründen sein Wagen in Trümmer: doch der Luftdruck warf ihn nur in den Graben. — Ein anderer

konstruierte mit viel Geschick eine neue Federung, allein er kam nur eine halbe Meile weit: da brach eine Achse und die Ladung explodierte. Zweimal schlug der Blitz in den Transport, jedesmal an derselben Stelle. Geologen ermittelten dort eine unterirdische Bachkreuzung, und die Route wurde verlegt. — Ganz merkwürdig spielte das Geschick einem andern Deutschen mit, der schon länger tätig war: ihm wurde dreimal der Ersatzmann getötet, als er krank zu Hause lag. Er bekam nie mehr einen Vertreter; seine Tour fiel an Urlaubstagen aus.

Entsprechend den Polizeivorschriften liefen die Wagen auf Ballonreifen und ihre Laderäume hingen in Spezialfedern. Die Kannen waren mehrfach unterteilt. Man schwebte fledermausleise durch die Landschaft und glitt langsam wie ein Kinderwagen in die Lagerhäuser der Minenverwaltung. Aber neben dem Lenker hockte ein unsichtbarer Beifahrer — der Tod.

Fred war gerade vier Monate im Dienst, als ihm die Sache mit dem Brand passierte. Es ist gut und glatt eine moralische Geschichte, weshalb ich sie umso lieber erzähle.

Er hatte aus dem alten Fachwerkhause, welches dreihundert Schritte entfernt auf dem Gelände einer verfallenen Ranch lag, schon einigemal Wasser geholt. Er wußte, daß die Witwe eines Prohibitionsagenten darin wohnte, der durch Selbstmord geendet. Die Frau hatte ein blasses, leidvolles Gesicht und ging in verwaschenen Kleidern. Daß sie auch ein Kind hatte, erfuhr er erst, als es in dem brennenden Hause eingeschlossen war.

Fred bemerkte das Feuer, nachdem er schon fast vorbeigefahren war, so scharf achtete er auf den Weg. Letzterer stieg gerade ein wenig an. Sein erster Impuls war: „Weiterfahren!" Erklärlich für einen Sprengöl-Chauffeur, denn Bremsen und Anziehen auf ansteigender Landstraße waren nicht ungefährlich. Außerdem war die Luft voll glühender Ascheteilchen. Wenn eines davon auf seine Ladung wehte, war es aus. Doch er hatte ein zu mitfühlendes Herz. Als er darum die Frau schreiend im Grase liegen sah — zwei alte Männer bemühten sich, sie festzuhalten — kostete es ihm zwar einen harten, aber auch ebenso kurzen Kampf. Dann biß er die Zähne zusammen und hielt an.

Vierzig Sekunden später wußte er, daß die Arme in der Tat um mehr zitterte als nur um ihr Heim.

Das Baby lag im oberen Stock und die Treppe brannte lichterloh; Leitern waren keine vorhanden. Trotzdem wollte die verzweifelte Mutter mit Gewalt ins Haus: sie kämpfte wie irr mit den Männern. Fred überblickte die Situation mit scharfen Augen. Gab es denn gar keine Möglichkeit, ins Obergeschoß zu gelangen? Doch — schon hatte er eine solche erspäht. Im Schuppen nebenan stand ein alter Lastwagen, ein Hochlader aus der ersten Zeit des Überlandverkehrs: den holte er flugs heraus, packte ein paar leere Kisten darauf, pyramidenartig, und rumpelte unter das Fenster. Er war ein guter Kletterer: in genau siebzehn Sekunden stand er oben. Ein Hieb, und das Glas splitterte; schnell hinein, das schlafende Kind ergriffen, und wieder hinunter. Indes er vom Auto sprang, stürzte der brennende Flügel ein und begrub auch den alten Hochlader zur Hälfte; die Kisten purzelten. Die Mutter weinte vor Glück.

Soweit war die Sache verlaufen wie jeder Tonfilm, den findige Drehbuchfabrikanten im Anschluß an derartige Ereignisse zu schreiben pflegen. Die arme Frau herzte ihren Liebling, und Fred war ein wenig verlegen, weil alles so gut geklappt. Er wandte sich wieder seiner Route zu. Die Männer grüßten hochachtungsvoll. Da jedoch erstarrte Freds Blick. Seine Füße wurden schwer wie Blei.

Was sah er?

Die hintere Ladeklappe seines roten Giftwagens war abwärtsgeschwungen und eine Kanne des fürchterlichen Stoffes stand unmittelbar auf der Kante! Jeder Windstoß, jede Erschütterung mußte sie zu Fall bringen.

Ganz weiß wurde Fred.

Auch die beiden alten Männer starrten erschüttert.

Was war da nur geschehen? Er hatte doch alle Verschlüsse vor der Abfahrt kontrolliert! Und Feinde hatte er auch nicht, wenn er von dem kleinen chinesischen Wagenwäscher absah, der ihn aus irgend einem Grunde nicht recht leiden mochte. Aber was wäre geschehen, wenn er seine Fahrt nur um wenige Meter fortgesetzt hätte? —

Gedanken des Schreckens.

Plötzlich ein heiserer Schrei. Atemlos packt Fred die Frau und reißt sie zu Boden; mit ihm werfen sich die anderen ins Gras.

Denn die Kanne rutscht.

Sie sehen es ganz deutlich. Sekundenlang

hängt sie noch am Wagenrand, dann folgt ein dumpfer Aufschlag. Im nächsten Moment schießen zwei mächtige, schwefelgelbe Flammen aus der Chaussee vor ihnen, ein ungeheurer, kreischender Donnerschlag berstet durch den Raum. Tiefschwarzer Rauch ballt sich zu einer Höllenfaust, stößt senkrecht empor und wirft eine heulende Trümmerwoge über die Felder; die Erde bebt. Der Luftdruck zerknickt ganze Reihen von Pappeln.

Stumm sehen die vier, wie sich die Baumstämme neigen und durch den Rauch sinken; hell leuchten die zerfetzten Stümpfe. Hoch über dem brennenden Hause schwebt ein seltsamer, weißer Körper. Er dreht sich schwerfällig im Fluge, zieht eine lange Rauchbahn nach sich und klatscht metertief in den Hof. Es ist der Motor.

Noch zwei Minuten regnete es Steine, Erde und verbeultes Kautschuk. Als endlich alles vorbei war, konnte man einen blassen, schweigsamen Suppefahrer sehen, der am Rande eines Sprengtrichters hockte und darüber nachdachte, daß gute Werke zuweilen schon auf Erden belohnt werden.

Was das Loch anbetraf, so konnte man fast ein Haus hineinstellen.

Blitzzug und Leichenzug.

Es zieht, vom schwarzen Flor umhangen,
Ein stiller Leichenzug heran.
Zum letzten Gruß die Glocken klangen
Vom Heimatdorf dem müden Mann. —
Da plötzlich an dem Meilensteine
Hält er wie festgewurzelt still,
Es naht mit blutigrotem Scheine
Der Eilzug mit dem Mahnruf schrill. —

Er jagt dahin durch blüh'nde Auen,
Aufzuckend wie ein roter Blitz. —
Mir faßt das Herz ein tiefes Grauen
Doch ob des Schicksals schnödem Witz —
Der Wandrer, der auf letzter Straße
Sich sehnet nach des Grabes Rast,
Muß warten, daß vorüberrase
Des Lebens ungestüme Hast!

Eugène Peschier.

Feierabend.

Von Lud Waldweber.

Seit sechsunddreißig Jahren sitzen sie erstmals wieder allein am Tisch. Seit sechsunddreißig Jahren. Gretchen, das Nesthäkchen, ist heute als letzte dem Manne ihrer Wahl gefolgt. Nun sind sie wieder allein. Allein wie von eh.

Den beiden Alten will's nicht schmecken. Einsilbig nimmt jedes ein paar Bissen. Mehr des anderen wegen.

Nach Tisch brennt er sich sein Pfeifchen an. Das hat ihm heute erstmals wieder seine Frau gestopft. Genau, wie vor fünfunddreißig Jahren.

Mit einem Seufzer, den er nicht laut werden lassen will, lehnt er sich in seinen Sorgenstuhl zurück. Und Frau Mathilde tut heute erstmals wieder, was sie seit fünfunddreißig Jahren nicht mehr getan hat, sie setzt sich auf den Schemel zu seinen Füßen hin und schmiegt den weißen Kopf an seine Knie. Und als seine Hand liebkosend über das Silber ihrer Haare streichelt, kann sie ein leises Zittern nicht verbergen.

„Mutter!"

„Vater!"

Mit Worten sagen sie nicht mehr. Aber soviel schweigen sie einander zu.

Ja, ja, vor sechsunddreißig Jahren saßen sie ebenso. Das war in der Zeit der Flitterwochen. Freilich, damals hatten sie noch mehr Worte nötig. Bloß was sie noch alles anschaffen und was sie alles unternehmen wollten und was alles werden würde und — und — —.

Nach einem Jahr wurde das erste Kind geboren. Und dann noch zwei, dreie, vier. Nun forderte jede Stunde gebieterisch ihr Recht. Keine Minute mehr blieb übrig zu müßiger Träumerei.

Jahre gingen hin — Jahrzehnte. Sechsunddreißig Jahre ziehen sie nun gemeinsam im Ehejoch. Die Kinder haben zum Teil selber schon wieder Kinder, die rufen: „Omama" und „Opapa".

Seit sechsunddreißig Jahren sitzen sie erstmals wieder eng beisammen, wie in der Zeit